

„Indiana Jones ist ein Einzelgänger, der Funde nicht dokumentiert, sondern einfach mitnimmt“



Die Ausgrabungen folgen strengen Regeln und erfordern viel Disziplin.

© Quelle: A. Kose

Wer an Archäologie denkt, hat schnell Bilder im Kopf von wilden Abenteuern, versunkenen Schätzen oder Männer mit Schlapphut. Doch mit der Realität haben diese Indiana-Jones-Assoziationen wenig zu tun. Archäologe Jens Notroff gibt Einblicke in seinen Berufsalltag - und erklärt, was das Spannende daran ist.

Birk Grüling

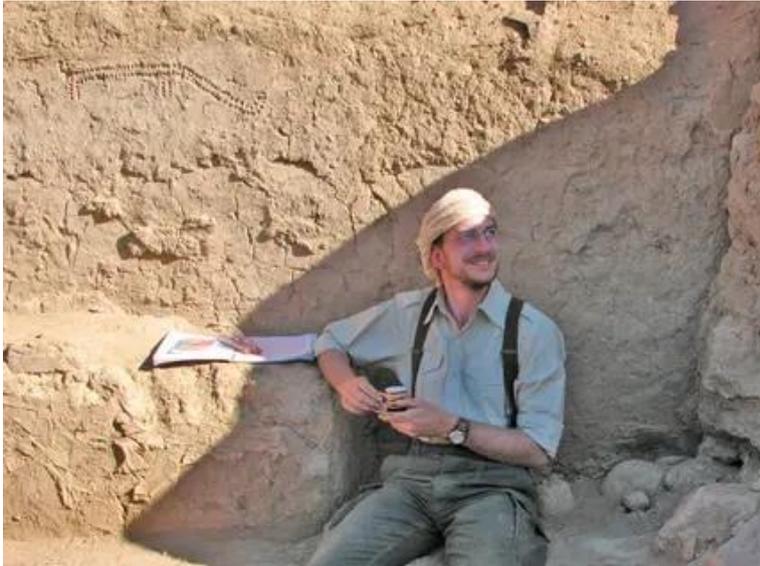
24.10.2023, 14:00 Uhr

Herr Notroff, woher kommt die große Faszination, die viele Menschen für Archäologie haben?

Archäologie ist stark in der Popkultur verankert. In Filmen wie „Indiana Jones“, aber auch in Büchern oder Computerspielen spielen Archäologen eine wichtige Hauptrolle. Sie erleben Abenteuer, entdecken versunkene Städte und finden Schätze. Diese Abenteuergeschichten haben sicherlich zur Popularität beigetragen, auch wenn diese Darstellung wenig mit unserem Berufsalltag zu tun hat. Darüber hinaus befriedigt die Archäologie aber auch ein großes Bedürfnis, unsere Wurzeln besser zu kennen und zu verstehen.

Hat die Forschung von der Popularität von „Indiana Jones“ profitiert? „Jurassic Park“ zum Beispiel hat der Paläontologie mehr Studierende und mehr Forschungsgelder beschert.

Tatsächlich zeigt „Jurassic Park“ auch Paläontologen bei der Arbeit. Bei „Indiana Jones“ ist die Darstellung der Archäologie deutlich problematischer. Indiana Jones ist ein Einzelgänger, der seine Funde nicht dokumentiert, sondern einfach mitnimmt. Diese Darstellung entspricht eher einem kolonialen Verständnis von Schatzräubern als der wissenschaftlichen Arbeit von Archäologen. Selbst in den 1930er-Jahren wurde anders gearbeitet. Dennoch hat der Film wohl bei vielen Kollegen – mich eingeschlossen – das Interesse an der Archäologie geweckt. Fach- und Filmarchäologen verbindet in diesem Fall also eher eine Hassliebe.



Jens Notroff, Jahrgang 1980, ist Archäologe, Illustrator und Wissenschaftskommunikator. Seine Forschungsinteressen umfassen das Neolithikum und die Bronzezeit, wobei er sich besonders für die Repräsentation von Macht und Herrschaft in prähistorischen Gesellschaften, Kultstätten sowie Bestattungsbräuche und Totenrituale interessiert (und eine besondere Neugier für sogenannte abweichende Bestattungen hegt). Er arbeitet als Referent für Wissenschaftskommunikation am Deutschen Archäologischen Institut und lebt in Berlin.

© Quelle: Privat

Sind denn Abenteuer ein Teil der Motivation, Archäologe zu werden?

Ich würde sagen, die Vielseitigkeit ist die größte Motivation. Die Archäologie ist ein sehr abwechslungsreiches Fach. Man kann theoretisch überall auf der Welt forschen und ausgraben, in verschiedene Epochen eintauchen und gleichzeitig in Labors und Museen an der Analyse von Funden arbeiten. Der Beruf ist eine gute Mischung aus vielen Elementen und wird einfach nie langweilig.

Hinzu kommt die große Faszination für die Funde, die uns einen Einblick in längst vergangene Zeiten geben. Diese Gegenstände wurden vor vielen Tausend Jahren von Menschen wie du und ich hergestellt und ich halte sie nun in meinen Händen. Dieses Gefühl begeistert jedenfalls mich jedes Mal aufs Neue und macht mich irgendwie auch demütig.

Aber ja, manchmal gibt es auch abenteuerliche Momente, wenn man zum Beispiel viele Tage und Wochen in der Wüste verbringt. Aber auch die Ausgrabungen folgen strengen Regeln und erfordern viel Disziplin. Alle Funde müssen dokumentiert, Grabungspläne gezeichnet werden. Und danach verbringt man viel Zeit mit der wissenschaftlichen Auswertung der Funde.

Wie viel Zeit verbringt man als Archäologe bei Ausgrabungen und wie viel Zeit am Schreibtisch?

Die Grabungskampagnen, an denen ich bisher beteiligt war, dauerten im Durchschnitt sechs bis neun Wochen. In dieser Zeit versuchen wir, so viele Daten und Quellen wie möglich zu sammeln. Danach beginnt die eigentliche Arbeit am Schreibtisch. Für jeden Grabungsmonat muss man mindestens drei Monate am Schreibtisch einplanen. Dazu kommen noch andere Verpflichtungen, wie zum Beispiel Lehrveranstaltungen an der Universität, die Arbeit im Museum oder auch das Publizieren der eigenen Forschungsergebnisse. Man kann also schon sagen, dass die meisten Kolleginnen und Kollegen hauptsächlich am Schreibtisch arbeiten und nicht ständig mit Spitzkelle und Schlapphut unterwegs sind.

Eine große Faszination des Faches macht auch die Geschichten der spektakulären Funde wie das Grab des Tutanchamuns oder versunkene Maya-Tempel. Lassen sich auch heute noch solche Entdeckungen machen?

Seit rund 3,5 Millionen Jahren hinterlassen wir Menschen oder unsere Vorfahren Spuren auf der Erde. Viele davon warten noch darauf, in Höhlen, entlegenen Gebieten oder einfach unter unseren Füßen entdeckt zu werden. Geändert hat sich allerdings die Art der Entdeckung. Früher kämpfte man sich zu Fuß durch den Dschungel. Heute geht es viel strukturierter und technischer zu.

So haben Kolleginnen und Kollegen vom Deutschen Archäologischen Institut Teile des bolivianischen Regenwaldes aus der Luft per Laser vermessen. Am Computer können sie die Vegetation herausrechnen und so frühere Siedlungen und Straßen ausmachen. Vom Boden aus wäre das in dem Umfang nie möglich gewesen.

Gleichzeitig gibt es immer wieder spektakuläre Zufallsfunde, wie zum Beispiel, als eine Familie beim Bau eines Swimmingpools auf ein Grab aus der Bronzezeit stieß.

Allerdings sind solche Erkenntnisse über Siedlungsstrukturen etwas weniger anschaulich – jedenfalls für Laien – als eine vergoldete Totenmaske.

Aber es ist ein gutes Beispiel dafür, dass Archäologie nicht bedeutet, dass wir immer ausgraben müssen, um neue Erkenntnisse zu gewinnen. Ganz im Gegenteil: In unserer Disziplin versuchen wir, so wenig wie möglich auszugraben. Schon heute haben wir in den Archiven der Museen einen riesigen Rückstau an Funden aus alten Grabungen, die zum Teil viele Jahrzehnte zurückliegen.

Hinzu kommt, dass Ausgrabung mehr als das Bergen von Gegenständen bedeutet. Uns interessieren die Objekte in ihrem Fundkontext – also was sehen wir in der Umgebung, welche Bodenschichten liegen darüber oder darunter. Wenn wir die Objekte aus dem Boden holen, zerstören wir immer auch ein Stück weit wichtige Erkenntnisse. Und wer weiß, welche tollen zerstörungsfreien Methoden in Zukunft noch entwickelt werden, deshalb gilt schon lange, nur so viel wie ausgraben wie nötig ist, um unsere ganz konkreten Forschungsfragen zu beantworten.

Indiana Jones nimmt alles mit, was er findet. Wie ist es bei „echten“ Archäologen? Nehmen Sie die Funde mit ans eigene Museum, um sie dort auszuwerten oder bleiben die Schwerter, Tongefäße oder Ähnliches eher im Herkunftsland?

Glücklicherweise haben wir die koloniale Praxis des Ausgrabens, Abtransports und Vergessens in Museumsarchiven längst hinter uns gelassen. Die meisten Länder haben sehr umfangreiche Gesetze, um ihr eigenes archäologisches Erbe zu schützen und die Ausgrabungspraxis im Land zu regeln. So sind zum Beispiel Grabungsgenehmigungen erforderlich und lokale Partner wie Museen oder Universitäten werden in der Regel in die Forschungen eingebunden.

Und das Wichtigste: Die Fundstücke gehören nicht uns Archäologen, sondern dem Land, aus dem sie stammen. Deshalb untersuchen wir die Funde auch nicht in Deutschland oder Europa, sondern in der Regel vor Ort. Die Funde verlassen das Land nur dann, wenn besonders aufwendige Analysen durchgeführt werden müssen, die vor Ort nicht möglich sind, oder wenn Ausstellungen in Museen anstehen.

Verändert sich durch diese andere Geisteshaltung auch die Art der Ausstellung in den Museen dieser Welt?

Mittelfristig sicher, aber noch immer sind die Archive der Museen in Europa randvoll mit Kunstschätzen vergangener Zeiten. Nur ein Bruchteil davon ist ausgestellt. Bei Neufunden ändert sich die Praxis. Sie werden nicht mehr in London, Paris oder New York gezeigt, sondern verbleiben in den Museen der Herkunftsländer und verlassen diese allenfalls als Leihgaben auf Zeit.

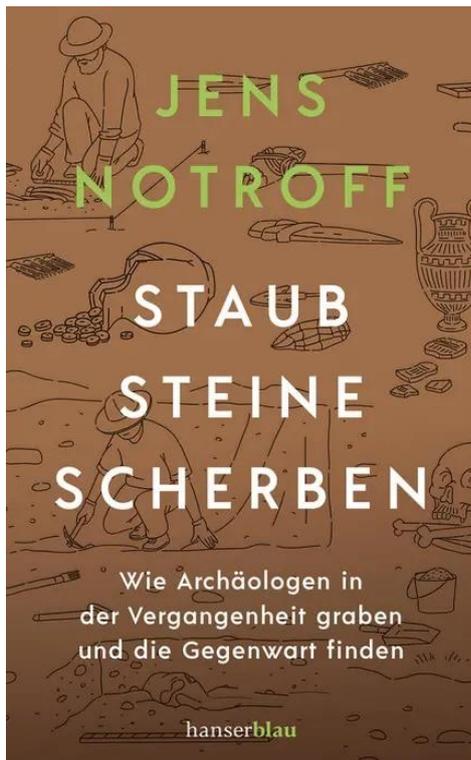
Auch die Zusammenarbeit zwischen den Museen weltweit hat zugenommen. In Afrika, Lateinamerika und im Nahen Osten werden die Funde als kulturelles Erbe wahrgenommen und selbstbewusst ausgestellt – auch, um Touristen anzuziehen. Neue Ansätze wie der 3-D-Druck von Objekten oder die Darstellung in virtueller Realität machen es zudem überflüssig, überall immer Originale zu zeigen.

In Ihrem Buch beschreiben Sie auch sehr anschaulich den Wandel des Faches zu einer Hightech-Disziplin. Wie technisch ist die archäologische Forschung heute?

Nach wie vor müssen wir mit Schaufel und Spitzkelle graben, um zum Beispiel datierende Funde freizulegen, und immer auch Lageskizzen anfertigen. Gleichzeitig verändern die neuen technischen Möglichkeiten unsere Arbeit enorm. Wir können schon vor dem ersten Spatenstich in den Boden schauen und Gruben oder Mauern erkennen. Mithilfe von Satellitenbildern können wir Fundstellen im Urwald oder auch in der Wüste genau lokalisieren und so Ausgrabungen viel besser planen.

Und auch bei der Analyse der Funde haben wir einen Quantensprung gemacht. Wir können heute das Alter viel genauer bestimmen oder in Objekte hineinschauen, ohne sie zu beschädigen. Vor Ort erstellen wir auch immer häufiger 3-D-Modelle der Funde und erleichtern so den Zugang auch für Kolleginnen und Kollegen aus anderen Ländern. Das ist ein großer Gewinn für die Wissenschaft und bringt viele neue Erkenntnisse.

„Staub, Steine, Scherben: Wie Archäologen in der Vergangenheit graben und die Gegenwart finden“ von Jens Notroff. Hanserblau. 224 Seiten. ISBN: 978-3446277403 Preis: 23 Euro



© Quelle: Hanserblau

Wie wichtig sind die Erkenntnisse der Archäologie für das Verständnis unserer Welt?

Das ist eine wichtige Frage. Schließlich werden unsere Ausgrabungen und Forschungen vom Steuerzahler finanziert. Als Archäologen haben wir ein großes Privileg. Wir betrachten nicht nur einzelne Ereignisse, sondern auch größere zeitliche Zusammenhänge unserer Geschichte. Dabei zeigt sich, dass viele Herausforderungen wie die Anpassung an veränderte Klimabedingungen, Migration oder auch die Lösung von Konflikten immer wieder auftauchen und wir aus den Lösungen der Vergangenheit durchaus etwas lernen können.

Es gibt zum Beispiel einige Forschungsprojekte, die sich mit der Landwirtschaft in der Vergangenheit beschäftigen und fragen, wie man früher mit Trockenheit oder extremen Wetterereignissen umgegangen ist. Zum Beispiel kannte man damals schon besonders robuste Getreidesorten, die in bestimmten Regionen und unter besonderen Bedingungen besser gediehen als andere.

Quelle: RND RedaktionsNetzwerk Deutschland vom 24.10.2023 (<https://www.rnd.de/wissen/archaeologie-werden-wie-viel-der-beruf-wirklich-mit-indiana-jones-und-schaetzen-zu-tun-hat-XE5EL5B3FBAWNJ2SEKNEIBDMVY.html>)